

Als wir das Ufer erreichten, liefen wir durch kleine Wasserpfützen, die die Ebbe hinterlassen hatte, ehe er meine Hand losließ. Augenblicklich stach etwas in meinem Inneren. Während ich ihn beobachtete, nur wenige Schritte vor mir, die Waden voller Sand und die Haare an seinem Körper dunkel und nass, da stieg in mir eine furchtbare Sehnsucht nach ihm auf. Nach den Armen, in denen ich viel zu lang nicht mehr hatte liegen dürfen, den Augen, die in meiner Erinnerung nicht annähernd so schön gewesen waren wie jetzt, dem Bart, der sanft meine Schulter gekitzelt hatte, die langen Haare, die sonst kurz waren. Ich sehnte mich nach der Art, wie er seine Brille hochschob, mir sanft Küsse auf die Stirn hauchte, die Art, wie er meinen Namen aussprach. Aber zugleich sehnte ich mich auch nach dem Mann, der er jetzt war. Gebrochen und glücklich zugleich. Ich sehnte mich nach dem Mann aus der Vergangenheit und wollte den Mann, der er jetzt war. Das war wohl auch das ganze Dilemma, denn ich konnte ihn nicht haben. Weder heute noch morgen. Obwohl wir nach all den Monaten endlich beieinander waren, war es doch so, dass wir nicht weiter voneinander entfernt sein konnten. Uns mochten nur wenige Meter trennen, aber die Mauer, die zwischen uns in den Himmel ragte, bestehend aus allem, was in den letzten Monaten geschehen war – sie war so hoch wie nie zuvor, ragte zwischen uns empor wie die Gesteinsformationen, von denen wir umgeben waren.

In stummer Übereinkunft führte Gabriel mich durch den Sand ans Ende der Insel, zu einem kleineren, versteckt liegenden Strandabschnitt. Hinter uns sang ein Vogel, und das Rauschen des Meeres war laut und gleichmäßig. Doch so beruhigend es auch war, mein Körper war kurz davor zu explodieren.

Ich suchte Ablenkung in der Ferne. Es war grotesk, all das Grün, das uns umhüllte, als wären wir im Innern einer Blume. All das Grün, das sich im Wasser spiegelte. Grün – die Farbe der Hoffnung, inmitten einer absolut hoffnungslosen Situation. Gabriel sank zu Boden wie ein nasser Sack. Ich setzte mich neben ihn, schlug die Beine über Kreuz und sah auf das Meer – dem Grün entgegen. In der Ferne trieben einige Segelboote im Wasser, verschmolzen mit der Idylle dieses Ortes. Insekten zirpten und sangen ihr frühmorgendliches Lied, das beinahe im Rauschen des Meeres unterzugehen drohte. Dieser Ort lebte, sang und sprach förmlich zu uns. Aber wir gaben ihm keine Antwort, waren ganz leise.

Es war eine dieser Situationen, in denen es zu viel zu sagen gab, als dass man sofort wüsste, wo und wie man anfangen sollte.

Gabriel hatte die Hände im Sand vergraben, legte eine Muschel frei, und dann, als hätte er mit ihr auch die Worte freigelegt, begann er zu sprechen.

»Evelyn, ich ...« Er brach ab und ließ seinen Blick zu mir wandern. Tränen glänzten in seinen Augen. »Ich weiß nicht, wo ich anfangen soll«, gestand er, die Stimme zitterig.

»Fang einfach ganz vorn an«, erwiderte ich langsam, obwohl mir diese wenigen Worte alles abverlangten. Die Wahrheit war: Ich war mir nicht sicher, ob ich überhaupt hören wollte, was er zu sagen hatte. Für mich war die Situation eindeutig. Mehr als das. Wozu mich diesem Gespräch aussetzen? Doch als mein Blick erneut auf ihn fiel, auf seine hängenden Schultern, das Beben seiner Lippen ... Es ging nicht um mich. Vielleicht mochte ich nicht hören wollen, was er zu sagen hatte, aber ich wusste, dass er diesen Abschluss brauchte. Und nach allem, was er für mich getan hatte, war ich es ihm schuldig, ihm wenigstens die Gelegenheit zu geben, sich zu erklären.

Eine einzelne Träne tropfte auf seine Wange, kullerte sein Gesicht entlang, bis sie sich in seinem Bart verfang. Eilig wischte er sich über die Augen und presste die Handballen dagegen. Mein Blick blieb an seinen Händen hängen. Diese Hände, die ich so oft gehalten hatte, die mich so oft berührt hatten, deren feine Adern ich heimlich betrachtet hatte. Die Hände, die mein Herz hielten.

»Du musst total verwirrt sein, also ... bitte, lass es mich dir erklären«, murmelte er, und ich kam nicht umhin, zu bemerken, dass er um einiges verwirrter war als ich selbst.

Er wandte den Blick wieder dem Himmel zu und schien sich in dessen Endlosigkeit zu verlieren.

»Okay«, sagte er dann. »Ganz von vorn ...« Sein Körper bebte, seine Stimme war brüchig. Jeder einzelne Muskel war zum Zerreißen gespannt, strahlte den Schmerz aus, den er in seinem Inneren bekämpfte.

Gabriel atmete zitterig ein, dann sah ich, wie seine Lippen sich zu bewegen begannen.

»Es war ungefähr ein Jahr, bevor ich nach New Orleans kam ... Da begann alles. Ich traf Grace. Die Frau, die du vorhin gesehen hast. Die Frau, der wir damals im Park begegnet sind.« Er machte eine kurze Pause, fast so, als wollte er warten, bis ich mich an jenen Tag erinnerte. Und tatsächlich tat ich das. Nur zu gut erinnerte ich mich an die Frau mit den kurzen blonden Haaren und dem hübschen Gesicht.

»Wir liefen uns rein zufällig über den Weg«, fuhr er fort. »Aber das war nicht das erste Mal. Ich hatte sie vier Jahre zuvor schon einmal getroffen.« Er fuhr sich durch die ungewohnt langen Haare, ehe er nervös einen Zopf Gummi von seinem Handgelenk fummelte und sich einen Man Bun band. »Es gibt einen Gabriel, von dem du nichts weißt ...«

Es überraschte mich nicht einmal. Gabriel hatte hin und wieder angedeutet, wie intensiv und wild seine Studienzeit gewesen war, aber ich hatte mich stets davor gedrückt, nachzufragen. »Damals war ich mit Scott und Phil unterwegs gewesen. Es war der Beginn der Semesterferien, und wir waren jede Nacht auf einer anderen Semesterabschlussparty. Es war eine wilde Zeit, in der ich es so richtig krachen ließ. Mit Alkohol und Frauen. Es ist nicht unbedingt der Teil meines Lebens, auf den ich stolz bin, aber er gehört eben zu mir.« Er stockte, rieb sich über das Gesicht, als könnte er so die Dämonen vertreiben, die ihn plagten. Jedes Wort schien ihm Unmögliches abzuverlangen.

»Es war einer dieser Abende, als ich Grace kennenlernte. Ich hatte zu viel getrunken. Viel zu viel. Auf einer der Partys war dieses Mädchen, das ich so toll fand, das jedoch mit einem Typen namens Denver zusammen war. Das Ende vom Lied war, dass Denver und ich uns gegenseitig die Seele aus dem Leib prügeln und ins Krankenhaus kamen. Ich hatte ein paar Prellungen und eine Platzwunde am Kopf. Nichts Wildes also. Die Schwester, die sich um mich kümmerte, war Grace. Irgendwie – es mochte wohl am Alkohol liegen – schaffte ich es, sie dazu zu überreden, nach ihrer Schicht etwas mit mir bei *In-N-Out-Burger* essen zu gehen. Es führte eins zum anderen, und schließlich landete ich in ihrem Bett ...« Er presste die Zähne aufeinander, und sein Kiefermuskel zuckte angespannt. Ich beobachtete ihn wie aus der Ferne. Obwohl ich neben ihm saß, war seine Stimme furchtbar leise, und das, was er sagte, ließ sich nicht in Einklang bringen mit dem Mann, den ich in New Orleans kennengelernt hatte. Ich führte eine Hand zu der Kette um meinen Hals, die Kette, die er mir zu meinem Geburtstag geschenkt hatte. Behutsam legte ich zwei Finger auf den Anhänger, als könnte mir das helfen, ihm weiter zuzuhören. Jedes seiner Worte war wie ein kleiner Messerstich in mein Herz.

»Noch bevor sie aufwachte, stand ich auf und stahl mich aus ihrer Wohnung. Ich konnte mich weder an ihren Namen erinnern noch hatten wir Nummern ausgetauscht

oder Ähnliches.« Er schüttelte den Kopf, ehe er schwer seufzte, so, als trüge er die Last der ganzen Welt auf seinen Schultern.

»Vier Jahre später traf ich sie wieder. Es war im *Starbucks* nahe dem Macy's. Sie war nicht allein, Noah war bei ihr.« Mein Magen zog sich schmerzvoll zusammen, als ich an den kleinen Jungen mit den wunderschönen blonden Löckchen dachte. Ich löste meine Hand von der Kette, ließ sie stattdessen zu meinem Herzen wandern, das unentwegt zu bluten schien. *Noah*.

»Als sie mich sah ... kam sie auf mich zugestürmt, fragte direkt, ob ich mich an sie erinnern könnte ... Na ja, immerhin das konnte ich.« Er lachte, aber es klang, als würde er sich vor sich selbst ekeln. »Sie sagte, wir sollten einen Spaziergang machen.« Er zog die Brauen zusammen. »Ich war so überfordert und vor allem so überrumpelt gewesen, dass ich gar nicht anders konnte, als einzuwilligen. Während wir durch den Park liefen, sagte sie mir, dass Noah mein Sohn sei. Nie in meinem Leben habe ich mich so verloren und betrogen gefühlt. Ich sollte einen Sohn haben und nichts davon wissen? Wir einigten uns darauf, einen Test machen zu lassen, auch wenn es ihrer Meinung nach unnötig war. Wenn ich ganz ehrlich bin, habe ich schon in seinen Augen gesehen, dass er mein Sohn ist, aber ich wollte es nicht wahrhaben, es erschien mir leichter, ihre Worte infrage zu stellen. Der Test war jedoch positiv. Es kam einen Alptraum gleich ... zu wissen, dass ich all die Jahre einen Sohn gehabt hatte, der mich nicht kannte und den ich unwissentlich im Stich gelassen hatte ... Es brach mir das Herz und stellte meine Welt völlig auf den Kopf.«

Seine Worte sickerten nur langsam zu mir durch, aber ich verstand jedes einzelne davon, spürte, wie mein Herz immer schwerer schlug, als die Worte sich zu meiner neuen Wahrheit formten.

»Ich hätte wohl davonlaufen können, aber so ein Mensch bin ich nicht. Ich wollte Verantwortung übernehmen. Also begannen wir uns regelmäßig zu treffen. Ich sollte Noah langsam kennenlernen, wir konnten ihm schließlich nicht einfach so sagen, dass ich sein Vater war.« Ich hörte ihm zu, und doch kam es mir vor, als spräche er von einem anderen Menschen. Ich konnte das Bild meines Gabriels einfach nicht mit dem Mann übereinbringen, der er angeblich einmal gewesen war. Blinzelnd sah ich auf meine Finger, dann zu ihm. All die Anrufe und Telefonate kamen mir wieder in den Sinn. Er hatte eine Hand auf mein Knie gelegt, sah mich mit tiefen Falten auf der Stirn an.

»Alles okay?«

Ich nickte bloß, ehe ich mich fragen hörte: »Wieso hat Grace dich nicht eher kontaktiert?« Meine Stimme klang leise, weit entfernt.

»Sie meinte, sie hätte mich gesucht. Aber Boston ist keine kleine Stadt, ich war viel und oft unterwegs. Hinzu kam, dass sie weder meinen Nachnamen wusste noch was ich beruflich machte. Sie versuchte es mehrere Monate lang, danach gab sie auf, was blieb ihr auch anderes übrig? Am Ende wusste sie ja nicht einmal, ob es die Suche wert wäre, ich hätte sie ebenso von mir stoßen und allein lassen können. Nachdem ich mich früh morgens aus ihrem Schlafzimmer gestohlen hatte, hatte sie wohl auch einfach nicht das beste Bild von mir.«

Ich nickte bloß, weil ich einfach nicht wusste, was ich dazu sagen sollte. Ich hatte keine Worte, etwas, was ich zu einem anderen Zeitpunkt meines Lebens wohl für unmöglich gehalten hätte. Ich begann, mit dem Finger Kreise in den Sand zu malen.

»Dennoch wirkte sie ...« Er zuckte mit den Schultern. »Ich will nicht sagen erleichtert, aber sie sagte mir später, dass es ihr immer ein Anliegen war, mir zu sagen, dass ich einen Sohn hatte. Dass sie es endlich konnte, schien sie irgendwie zu erleichtern. Von da an begann ich mich um Noah zu kümmern. Besuchte sie regelmäßig, soweit meine Arbeit es zuließ ... So lange, bis ich schließlich nach New Orleans musste. Wir haben beinahe täglich telefoniert – das waren all die Anrufe, die du mitbekommen hast –, ich sprach mit Noah, aber auch mit Grace. Wenn man ein Kind hat, gibt es schließlich immer Dinge, die man zu besprechen hat.«

»Und ihr wart nicht ...?«

Er schüttelte den Kopf, noch bevor ich den Satz zu Ende sprechen konnte. »Wir waren nicht zusammen, nein. Ich habe dich nicht betrogen. Alles, was uns zu diesem Zeitpunkt verband, war Noah. Er war alles, worum es uns ging. Klar, wir lernten uns auch kennen, aber nach allem, was geschehen war, kam es uns gar nicht in den Sinn ...« Er schaute auf seine Zehen, die er nervös in den Sand grub, als suchte er so nach mehr Halt, nach irgendeinem Anker, der ihn am Boden hielt. Seine Worte ertönten noch einmal in meinem Kopf, und ich hängte mich an drei Worten auf. *Zu diesem Zeitpunkt.*

»Es kam uns nicht in den Sinn, einander anders als die Eltern eines gemeinsamen Sohnes kennenzulernen. Da war nichts Romantisches zwischen uns.« Sein Blick brannte auf meiner Haut, und er schien auf eine Reaktion meinerseits zu warten. Doch mein